

Wirtschaft in einem bisher nicht für möglich gehaltenen Umfang in zwei Teile zerrissen worden. Durch diese Trennung hat Deutschland im Handel zwischen Westeuropa und Osteuropa seine handelspolitische Mittlerstellung verloren, welche es seit länger als einem halben Jahrhundert auf Grund seiner zentralen Lage in Europa und der engen regionalwirtschaftlichen Eingliederung seiner Volkswirtschaft erlangt hatte. Nur eine Volkswirtschaft auf so hoher Stufe produktionswirtschaftlicher Integration konnte durch Geben und Nehmen, durch Gütererzeugung und Güterverbrauch die gewaltigen Spannungen im Handel zwischen West- und Osteuropa ausgleichen. Wenn diese produktionswirtschaftliche Integration Deutschlands zerstört bleibt, wird die ostdeutsche Wirtschaft auf die wirtschaftliche Entwicklungsstufe der Länder des Ostens herabsinken. Kein anderes Land in Europa wird imstande sein, in die handelspolitische Stellung einzurücken, welche Deutschland in der Vergangenheit im Handel zwischen West- und Osteuropa innegehabt hat.

Kurt Stegmann von Pritzwald:

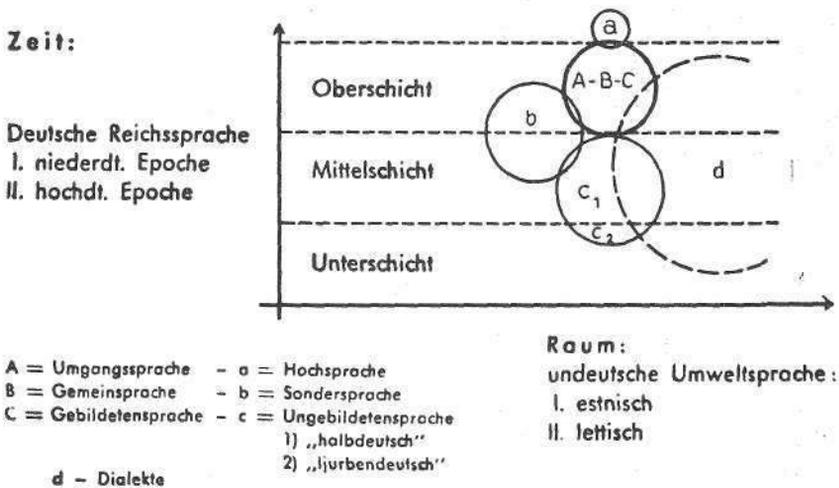
Das baltische Deutsch als Standessprache

Der Begriff „Standessprache“ besagt, daß hier versucht werden soll, die Geschichte und Leistung des baltischen Deutsch von der sprachsoziologischen Seite her zu überblicken.¹ Diese Betrachtungsweise legt der zu untersuchende Gegenstand nahe. Das baltische Deutschtum war wesentlich und bewußt eine Gemeinschaft von Gemeinschaften, gegliedert in Stände (Gilden, Adel, Literatentum). Der im Mittelalter sich ausbildende Ständestaat galt politisch bis etwa 1878 und gesellschaftlich bis 1918. Er hat den baltischen Sprachraum geformt, ja die Menschen dieses Raumes als Willensgemeinschaft auch mittelst der Sprache da hinein geformt. Andererseits entspricht die sprachsoziologische Fragestellung einer Forschungsrichtung, die neuerdings durch Walter Porzigs schönes Buch „Das Wunder der Sprache“ (München 1950) wieder in den Vordergrund gerückt ist. Porzigs für weitere Kreise bestimmte Übersicht bedeutet darüber hinaus einen Fortschritt. Es wird deutlicher, daß der Sprache als korrelates soziales Gebilde eigentlich nur die „Sprachgemein-

1) Dieser Standort sei an einem Beispiel erläutert. Bei einer Ausdrucksweise wie *er blieb tot* = „er starb“ ist nicht wichtig, daß es sich grammatisch um eine Inchoativ-Bildung, sprachgeschichtlich um nd. Nachklänge, sprachgeographisch um das estländische Gebiet handelt, sondern hier ist bedeutsam, daß das baltische Handwerker-tum diese Redewendung konserviert hat. (A. Westrén-Doll, Sitz.Ber. Gel. Estn. Ges. 1912/20. Dorpat 1921. S. 179).

schaft als eine Gemeinschaft von Gemeinschaften“ entspricht, nicht das „Volk“. Diese Einschränkung macht das baltische Deutsch sprachwissenschaftlich interessant. Hier läßt sich an einem charakteristischen Sonderfall die Berechtigung der Terminologie Porzigs nachprüfen, der die umherschwirrenden sprachsoziologischen Begriffe schärfer bestimmt und aufeinander bezogen hat.

Zur Verdeutlichung dieser Terminologie, auf der mein Versuch beruht, sei nachstehend ein Schema gezeichnet, das die sprachsoziologischen und ständischen Grundverhältnisse im Baltikum zusammenordnet:



Dieses Schema bedeutet: im deutschen Gebiet zwischen Peipussee und Ostsee bildete die Zeit von etwa 1200 bis etwa 1900 den baltendeutschen Sprachraum aus, der ständisch gegliedert ist und dessen Untergrund im Norden das Estnische und im Süden das Lettische darstellen. Der Vorstoß der deutschen Reichssprache erfolgte in zwei Wellen: im Mittelalter kam das Niederdeutsche (I), mit der Reformation das Hochdeutsche (II) ins Land. Vor diesem Hintergrund der sprachlichen Auseinandersetzung in Raum und Zeit bezeichnet die Mittelspalte des Schemas die soziale Struktur. Die ständische Schichtung der Sprachgemeinschaft, die mit „Oberschicht, Mittelschicht, Unterschicht“ in den Grundverhältnissen gekennzeichnet wird, reagierte auf das einströmende Deutsch in spezifischer Weise. Das „baltische Deutsch“ ist das Ergebnis eines „Siebungsprozesses“. Diese Situation wird durch A—B—C gekennzeichnet. A—a markiert die Spannung „Umgangssprache“—„Hochsprache“, B—b die Spannung „Gemeinsprache“—„Soziale Sondersprachen“, C—c die Spannung „Gebildetensprache“—„Ungebildetensprache“. Die punktierte Kreislinie soll andeuten, daß die für große Sprachgemeinschaften wichtigste Spannung „Reichssprache“—„Dialekte“ (also etwa D—d) für den baltendeutschen Sprachraum unbedeutend ist.

In diese Gliederung des baltischen Sprachraums sei die Geschichte der Sprachgemeinschaft hineingestellt.

I. Das Niederdeutsche wird „Standessprache“ und „Herrensprache“.

Nach der Gründung Rigas 1201 waren im Zuge der Ostkolonisation über Lübeck vornehmlich Einwanderer vom Niederrhein, aus Westfalen und Ostfalen ins Land gekommen, Geistliche, Ritter und Bürger. Dazu stießen im Laufe der Jahrhunderte zunehmend Einwanderer aus den Hansestädten Mecklenburgs, Pommerns und Preußens, gelegentlich auch Gewerbetreibende aus Mitteldeutschland. Der Bauer fehlte im Zuge. Das Heimatland der Kolonisatoren war also im wesentlichen das niederdeutsch sprechende Norddeutschland. Den Überbleibseln dieser niederdeutschen Sprachepoche ist Walther Mitzka nachgegangen.² Die gleichzeitigen mittelalterlichen Quellen des Niederdeutschen in Altivland, philologisch im einzelnen noch kaum ausgewertet, bilden Urkunden und Dichtungen.³

Sprachsoziologisch bedeutsam sind Mitzkas Feststellungen, daß das Niederdeutsche im Mutterlande und im Koloniallande eine verschiedene Stellung hatte.⁴ Im Mutterlande blieben die landschaftlichen niederdeutschen Dialekte als gesprochene Sprache in den ungebildeten Schichten in Geltung und darüber legte sich das hanseatische Niederdeutsch: diese Sprache der Oberschicht war eine übermundartliche, kaufmännische Verkehrs- und „Reichssprache“, die von Flandern bis zu den Hansekontoren Livlands und Nowgorods galt. In den bäuerlich besiedelten Kolonialgebieten Ostdeutschlands kam es zum elementaren Mischungsprozeß der niederdeutschen und mitteldeutschen Mundarten, dessen Träger der Bauer war. Anders in Altivland, wo der deutsche Bauer fehlte. Hier wurde Träger des niederdeutschen Einschmelzungsvorgangs der hanseatische Kaufmann, also eine gebildete Sozialschicht. Die kanzeimäßige Schriftsprache bestimmte die Sprechsprache. Das baltische Niederdeutsch ist eine „Gebildetensprache“ (= C in unserem obigen Schema), und zwar von recht einheitlichem Charakter⁵, aber auch, wie man hinzufügen kann, mit stärkeren sondersprachlichen Zügen. Ein Satz wie „lat uns borge geneten“⁶ im Sinn von „gewähre

2) W. Mitzka, Studien zum balt. Deutsch. Marburg 1923.

3) Vorliegend vor allem im Liv-, Est- und Kurl. Urkundenbuch von G. F. v. Bunge und anderen, I—III (1852—1914 bzw. 1934), in den livl. Güterurkunden, hrsg. von N. Busch u. H. v. Bruiningk, I—III (1908, 1923), und in den Schragen der Gilden und Ämter der Stadt Riga, hrsg. von W. Stieda u. C. Mettig (1896). Dichtungen bei L. Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit. Riga 1936.

4) W. Mitzka, Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte. Halle 1937. S. 29 ff.; ders., Deutsche Mundarten. Heidelberg 1943. S. 80.

5) Mitzka, Grundzüge, S. 30.

6) Mackensen, a. a. O. S. 19, Vers 76.

uns Sicherheit“ enthält z. B. ein kaufmännisch-sondersprachliches Syntagmen in einem niederdeutschen Gebet („Tagelied von der Hl. Passion“). Diese kaufmännischen Sprachelemente erklären, daß die frühbaltische Dichtung so praktisch und nüchtern klingt und der Stil „seinem Wesen nach un-literarisch ist“.⁷

Andererseits kann das baltische Niederdeutsch als „Standessprache“ bezeichnet werden. Ihr stehen keine niederdeutschen Mundarten, sondern andere Standessprachen gegenüber. Auf einer Urkunde von 1384⁸ fordert der Rat der Stadt Riga vom Domkapitel die Übersendung einer Schrift an, die in der lateinischen Standessprache der Geistlichkeit verlesen worden war, und erklärt dazu stolz, daß er diese Sprache nicht verstünde. Auf einer Urkunde aus Pernau 1577 erscheint der Sprachraum überhaupt ständisch-sprachlich gegliedert: „Undutsche“ = Fischer, „de halffwe Dutscher“ = Handwerker, „redlicker Dutscher“ = Bürger. Als Sprache des Gelehrtenstandes sollte später das Neuhochdeutsche ins Land kommen.

Die Einschmelzung der niederdeutschen Heimatdialekte zum baltischen Niederdeutsch als hanseatische Standessprache ist soziologisch verständlich. Die vergemeinschaftende Kraft der Sprache wird wirksam als Folge einer verstärkten korporativen Gesinnung. Das genossenschaftliche Fahren, Handeln und Vertragsschließen kennzeichnete im Mittelalter das Auftreten des deutschen Kaufmannes im Auslande. Es bot Schutz gegen Gefahren. Gleiche Handelsinteressen, gleiche Wege und Ziele förderten die korporative Gesinnung und damit eine Wechselwirkung zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft.

Neben dem Hanseatum ist der Deutsche Orden der andere Vertreter des baltischen Niederdeutsch und offenbart dabei eine charakteristische Landesgesinnung. Die Urkunden der livländischen Ämter sind niederdeutsch geschrieben, während der Deutsche Orden in Preußen mitteldeutsch bzw. hochdeutsch schrieb.⁹ Schon im Jahre 1255, also zu einem Zeitpunkt, wo im Mutterlande noch die lateinische Urkundensprache herrschte, ließ der Deutsche Orden für die Rigaschen Bürger ein Privileg in Niederdeutsch ausfertigen. Das geschah zwar aus Rücksicht auf den Empfänger, wie es Ordenssitte war, es entsprach aber dem allgemeinen inländischen Sprachgebrauch. Der Orden regierte in Livland niederdeutsch. Daraus ergibt sich: Kaufmannschaft und Adel schließen sich im Koloniallande zusammen.

7) L. Mackensen, Baltische Wortkunst. In: „Wir Balten“. 1951. S. 193.

8) G. Schmidt, Das Eindringen der hd. Schriftsprache in der Rigaischen Ratskanzlei. Riga 1938. S. 21.

9) K. Helm-W. Ziesemer, Die Literatur des Deutschen Ritterordens. Gießen 1951. S. 36 f. Bemerkenswerterweise ist die niederdeutsche Urkunde aus Riga von 1255 älter als die Thorner Urkunde von 1262, die von Helm und Ziesemer als Ausnahme von der sonst lateinischen Urkundensprache des Deutschen Ordens in dieser Zeit bezeichnet wird.

Niederdeutsch ist die Sprache der kolonialen Oberschicht, d. h. es ist in einem spezifischen Sinn die „Herrensprache“ des Landes. In der Stadt wohnten beide Stände zusammen. Dieser Vorgang sollte sich später, in neu-hochdeutscher Zeit, wiederholen. Für das ausgehende Mittelalter ist dieses Zusammenstehen von Adel und Bürgertum erstaunlich und weicht von den Sprachverhältnissen in den niederdeutschen Gebieten des Mutterlandes ab. Hier trennten sich teilweise schon seit dem 14. Jahrhundert die Höfe des geistlichen und weltlichen Adels mit ihrer hochdeutschen Kanzleisprache von der niederdeutschen Urkundensprache, an der die konservativen Städte festhielten. Aber abgesehen von Westfalen. Hier blieb das niederdeutsche Kulturzentrum Köln für Adel und Bürgertum wirksam. Die Sprachordnung des Ordens in Livland konnte sich also auf die Verhältnisse in jener engeren Heimat berufen, der der Adel größtenteils entstammte.

Über den Charakter der niederdeutschen Standessprache Altivlands wird sich etwas sagen lassen, wenn einmal die niederdeutschen Urkunden und Dichtungen des Mittelalters grammatisch untersucht sind. Ein Appell an die heranwachsende Germanistengeneration des baltischen Deutschtums; ehe es zu spät ist!

II. Das Niederdeutsche zersplittert.

Nachdem seit der Reformation das Hochdeutsche im baltischen Raum Umgangssprache geworden war, zog sich die hanseatische Gemeinsprache des Niederdeutschen in die sozialen Sondersprachen der einzelnen Berufe zurück. Der Sprachwechsel hat gewissermaßen das gemeinsprachliche Gefüge zerschlagen. Als „gesunkenes Kulturgut“ bleibt nur Stückwerk übrig, eine Ansammlung einzelner Wörter und Syntagmen. Sobald diese in das sondersprachliche Gefüge eines Berufsstandes eingegangen sind, entwickeln sie aber eine starke Widerstandskraft und dringen über Handwerk, Markt, Küche und Keller wieder in die hochdeutsche Umgangssprache ein. Denn eine „Standessprache“ ist widerstandsfähiger als eine Gemeinsprache, weil die Sprachgenossen hier dem speziellen, sondersprachlichen Ausdruck bewußt gegenüberstehen und daran die Zugehörigkeit eines Sprechers zünftig erkennen und anerkennen. Die baltendeutsche Umgangssprache, gestützt auf die ständische Gliederung der Gesellschaft, ist daher viel reicher an niederdeutschen Ausdrücken als etwa die hochdeutsche Umgangssprache in Norddeutschland, obgleich hier ebenfalls eine niederdeutsche Unterschicht besteht. Auch hier trennen sich die Sprachverhältnisse des Koloniallandes von denen im Mutterlande.

Das älteste Beispiel für die berufssprachliche Geltung des Niederdeutschen im Verhältnis zum Hochdeutschen finde ich in der Livländischen Reimchronik.¹⁰ Dieses Hauptdenkmal des Mittelhochdeutschen im Lande ist in

10) Hrsg. v. L. Meyer. Paderborn 1876. Vgl. Helm-Ziesemer a. a. O., S. 147, 200.

einer möglichst dialektfreien Ausdrucksweise gedichtet, wie es sich für das Deutsche auf kolonialem Boden ziemt. Nicht einmal beim Reim macht der Dichter Konzessionen an die niederdeutsche Umgangssprache (gelegentliches *konig* statt *künec* und einige andere Unsicherheiten sind nur Schreibung). Beachtenswert ist aber die in Deutschland (nach Lexer) nicht zu belegende Redewendung „*wol zu brusche gen*“ (V. 2856, 4220, 4390, 11 216) mit schwankender Schreibung (*pruze*, *pruzen*, *pruse*, woraus Pfeiffer *Pruzen* = Preußen machte). Leo Meyer¹¹ interpretierte mit Recht: „verdeckt zur Auspähung ausziehen, rekognoszieren“. Es handelt sich vermutlich um eine Entlehnung aus der nd. „Jägersprache“: *brusche* gehört mit nd. Liquidametathese zu nhd. „*Pirsch*“. Das regelmäßig (mit Ausnahme von V. 11 216) dabeistehende „*wol*“ unterstreicht die Annahme, daß ein festes sondersprachliches Syntagma „wohl zur Pirsch gehen“ im Sinne von „rekognoszieren“ vorliegt. Das Beispiel ist ein früher Beleg dafür, wie berufssprachliche Wendungen in der literarischen Hochsprache jene Stelle einnehmen können, wo der fehlende mundartliche Untergrund keine Farbigeit liefern kann.

Im besonderen sind Kaufmannschaft und Handwerk in neuhochdeutscher Zeit das Rückzugsgebiet des zersplitterten Niederdeutsch. Hier begegnet eine Fülle niederdeutscher Ausdrücke, die als gemeinbaltischer Sprachbesitz anzusehen sind, da sie im estnischen Norden wie im lettischen Süden vorkommen: *Besmer* „Balkenwaage“, *Scharren* „Fleischerladen“, *Hacken* „Stiefelabsatz“, *Bude* „Kaufladen“, *Kappfenster* „aufklappbares kleines Fenster“, *Balge* „Wanne“, *Grapen* „Kochtopf“, *Faden* „Entfernungsmäß“, *Lofstelle* „Flächenmaß“, *Stof* „Flüssigkeitsmaß“, *Wraker* „Warenprüfer“ und vieles andere.¹² Diese Ausdrücke sind nicht etwa auf einen kleinen Gebrauchskreis beschränkt, sondern gemeinsprachlicher Besitz.

Unmittelbar zeugt für die Widerstandskraft des Niederdeutschen auf dem Gebiet des Handels die Bemerkung Hupels¹³ aus dem Jahre 1774: „Die plattdeutsche Sprache ist zwar seit 20 Jahren sehr aus der Mode gekommen, doch wird sie noch in den Seestädten häufig und auf dem Lande in vielen Häusern gesprochen. Bey dem auswärtigen Handel ist sie unentbehrlich“. Ebenso gehören die im 16. und 17. Jahrhundert ins Lettische entlehnten nd. Worte fast ausnahmslos den Sondersprachen des Handels und des Handwerks an, wie sich aus der Übersicht bei Sehwers¹⁴ ergibt. Ein Beispiel: lett. *likuopi* aus mnd. *likop*, *litkop* „Trunk nach abgeschlossenem Handelsgeschäft“. Im höfischen Kreis fungierte das Niederdeutsche gelegentlich als „Geheimsprache“.¹⁵

11) Zs. f. dt. Phil. 4, S. 429.

12) O. Masing, Nd. Elemente i. d. Umgangssprache d. balt. Deutsch. Riga 1926 (Abh. Herder-Institut II, 4); A. Westrén-Doll, a. a. O. S. 176.

13) A. W. Hupel, Topograph. Nachr. aus Lief- u. Estland. I 1774. S. 177.

14) L. Sehwers, Die dt. Lehnw. im Lettischen. Diss. Zürich 1918. S. 79.

15) Herzog Peter v. Kurland (1786) pflegte gelegentlich in „kurischem Platt“ seiner Gemahlin etwas zuzuraunen (Cl. Brühl, Die Sagan. S. 22).

Masing ordnet die nd. Elemente im baltischen Deutsch¹⁶ nur nach Bedeutungsgruppen und hält für Niederdeutsch, was im Ostpreußischen nach Frischbier vorkommt. Es handelt sich hier größtenteils um den Zustrom in neuerer Zeit. Aber auch bei diesen jüngeren, aus Ostpreußen stammenden nd. Wörtern ist bezeichnend, wie stark Ausdrücke der Handwerksprache vertreten sind.

Das allgemeine Rückzugsgebiet des baltischen Niederdeutsch nach 1600 wurde also die ungebildete Sozialschicht. Es hielt sich in der Schicht der sogenannten „kleindeutschen“ Balten und wurde Grundlage des „Halbdeutschen“ (s. S. 415). Dieses Absinken, das zu einer näheren Berührung mit den undeutschen Bevölkerungsschichten führte, ließ allmählich lettische und estnische Lehnwörter in die nd. Literatursprache eindringen. Ein Hochzeitsgedicht auf einen rigischen Kaufmann aus dem Jahre 1654¹⁷ liegt in zwei Fassungen vor, aber erst die jüngere Fassung enthält ein lettisches Lehnwort. In der Fassung von 1654 heißt es am Schluß: „... *Myn Engelken, myn Zisken*“¹⁸, aber in der Fassung von 1818 „*Myn Zibbing und myn Zisken*“, d. h. „mein Hühnchen (lett. *çibina*), mein kleines Würstchen“.

Im Endergebnis dieses sozialen Niedergangs schiebt sich das ständische Selbstbewußtsein wie ein Wertmesser zwischen die hd. „Gebildetensprache“ und die nd. „Ungebildetensprache“. Das zeigt das Bedeutungsfeld des geistigen Verhaltens. Nach dem Gesetz von Distanz und Kontakt, welches das ständische wie das sprachliche Leben kennzeichnet, gibt es auch nd. Ausdrücke des geistigen Verhaltens. Aber diese Entlehnungen bezeichnen ausnahmslos Dinge, die abzulehnen sind, ein unlogisches, dummes Verhalten, wie überhaupt Formlosigkeit, z. B.: *bedripest* „bedrückt“, *dammlich* „töricht“, *dwatsch* „verrückt“, *gnadderig* „griesgrämig“, *kodderig* „übel“, *dwalen, kahlen* „verkehrtes Zeug reden“ usw., oder Ausdrücke der Formlosigkeit: *anke n* „stöhnen“, *sewern* „geifern“, *glupen* „starren“, *rabuže* „Unordnung“ (mnd. „in de rabuse geven“ zur Plünderung freigeben), *ruželn* „wühlen“, *veraasen* „verderben“.¹⁹

Die Sondersprache des Dorpater Studententums wird hier die Brücke zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch gebildet haben (vgl. *Oldermann* „Fuchsmajor“). Wie in einem Bilde faßt das Verhältnis von Hochdeutsch und Niederdeutsch die Bezeichnung „Knotendeutsch“ zusammen. „*Knot*“, zu nd. *ginote* „Genosse“, bezeichnete zunächst sachlich den Zunftgenossen, dann den Handwerker überhaupt, aber im Zeichen der ständischen Spannung wurde es Scheltwort und die Erforschung des „Knotendeutsch“ wurde als bedauerlicher wissenschaftlicher Irrweg angesehen.

16) O. Masing a. a. O., S. 56.

17) Mitzka, Studien, S. 55.

18) „Zieschen“, nicht „Zeisig“, wie Mitzka nach Tillmann übersetzt, sondern Soucischen (niederl. soecysje) „kleines Würstchen“.

19) Vgl. Masing, Nd. Elemente, S. 53 f.

III. Hochdeutsch ordnet den ständischen Sprachraum neu.

Wie die Geschichte des baltischen Niederdeutsch den sprachlichen Ausdruck an die ständische Struktur des Landes band, so wiederholte sich dieser Vorgang in der Geschichte des baltischen Hochdeutsch. Dieser Übergang zum Hochdeutschen drang im Laufe des 16. Jahrhunderts durch und sicherte im Jahrhundert der politischen Abtrennung vom Deutschen Reich den geistigen und kulturellen Zusammenhang des Baltikums mit dem Mutterlande, während ein anderes nd. Sprachgebiet, die Niederlande, in dieser Epoche den Zusammenhang aufgab. Aber eine andere soziale Führungsschicht wurde Träger dieses Vorgangs.²⁰ An die Stelle des Kaufmannsstandes trat der neue humanistisch gebildete Gelehrtenstand, der Vorläufer des späteren „baltischen Literatenstandes“. Die Juristen, Ratsherren und Syndici, Geistlichen und Schulmeister hatten nicht mehr in Rostock studiert, sondern gingen nach Wittenberg, standen mit Luther und den Humanisten des hd. Sprachgebietes in Verbindung und rechneten mit dem hochdeutschen Gewicht des neuen Herzogtums Preußen. Charakteristisch ist, daß der schriftsprachliche Ausdruck, die hd. „Hochsprache“, zeitlich der Entwicklung zur hd. Umgangssprache voranging. Die Kanzleien des Deutschen Ordens, der Städte, der Kirchen schrieben schon die hochdeutsche Kanzleisprache, während in den Kirchen noch niederdeutsch gepredigt und gesungen wurde, noch bis in den Ausgang des 16. Jahrhunderts. Auch der lutherische Hesse Burkhard Waldis dichtete in Riga niederdeutsch. Das Hochdeutsche siegte, weil es im hochgemuten Zeitalter der reformatorischen Geistesfreiheit den Glanz der „Gebildetensprache“ ausstrahlte und das Niederdeutsche in die unakademischen Schichten vordrängte. Durch die Schulen wuchsen die neuen Generationen in eine neue Geistesbildung hinein.

Das Gesamtergebnis ist: unter dem Druck der geschichtlichen Entwicklung und der ständischen Struktur des baltischen Sprachraumes und der Auseinandersetzung mit der anderssprachlichen, undeutschen Umwelt ordnete das einströmende Hochdeutsch diesen Raum folgendermaßen: 1. die Reichsprache erscheint rein als Schrift- und Literatursprache („Hochsprache“), 2. in Tonfall und Wortschatz gewandelt als baltendeutsche „Umgangssprache“ der Bildungsschicht, 3. in Laut und Form stark gemischt mit nd. und undeutschen Elementen als „Halbdeutsch“ der ungebildeten Sozialschicht, und 4. schließlich als „Ljurben-“ bzw. „Kullendeutsch“ im Munde der deutsch radebrechenden Letten und Esten.

Es haben sich also 4 Stufen des sprachlichen Ausdrucks gebildet, die je ständisch gebunden sind (vgl. Schema S. 408). Dieser Vorgang beruht auf einem bestimmten kritischen Verhalten und kann soziologisch als Siebungsprozeß

²⁰) G. Schmidt, Das Eindringen der hd. Schriftsprache in der Rigaschen Ratskanzlei. Riga 1938. S. 33.

bezeichnet werden. Der Sprecher steht der Sprache kritisch gegenüber, wählt bestimmte Ausdrucksweisen aus und läßt andere fallen. Die Grenzziehung ist so scharf, daß am Sprechen die ständische Zugehörigkeit unmittelbar erkennbar wird. Ernst von Salomon berichtet z. B. in seinem Buch „Der Fragebogen“ (1950, S. 100) von einer vornehmen Dame aus Reval, seiner Großmutter, und gibt dann eine Sprachprobe „nurr über me-ine Le-iche“. Hier zeigt das entrundete „iber“ (statt „über“) deutlich, daß die Pastorin gar nicht so vornehm war und nicht der Revaler Oberschicht entstammte.

Der sprachliche Siebungsprozeß und die ständische Grenzziehung seien nun in den Grundzügen charakterisiert.

Die unterste Stufe bilden die estnischen und lettischen Bauern, Krüger, Schiffer, Arbeiter, die ihre Muttersprache in Lautung und Form unwillkürlich übertrugen und ins Deutsche einschmuggelten. Mit dieser Gruppe lebte z. T. in Standes- und Berufsgemeinschaft die Minderheit der „Kleindeutschen“, hauptsächlich Handwerker, die ihre deutsche Muttersprache der Ausdrucksweise ihrer Berufsgenossen anähnelten, um nicht als Außenseiter aufzufallen. Hier entsteht das „Halbdeutsche“.²¹ Je weiter einzelne Glieder dieser zweiten Sozialschicht ständisch aufstiegen, umso mehr legten sie die halbdeutschen Sprachgewohnheiten ab und sagten z. B. nicht „schen“, sondern gerundet „schön“, nicht „blieb Abend“, sondern „es wurde Abend“.²² Das Fremdartige wird ausgesiebt, die Ausdrucksweise klärt sich. Es wiederholt sich hier ein Vorgang aus der baltendeutschen Kinderstube. Die häufig un- oder halbdeutsche Ammensprache der Drei- oder Vierjährigen klärte sich unter der Kritik der Familie und der Schule zur deutschen Umgangs- bzw. Hochsprache, der dritten und vierten Stufe des gesamten Siebungsprozesses. Oberhalb des Siebes blieb schließlich ein Rest von landeseigenen Ausdrücken, die noch auf der Hochstufe der baltendeutschen Literatursprache gelten und dem Romanstil Heimatfarbe geben (so bei Pantenius, Großberg, Worms, Kupffer, Munier-Wroblewska u. a.). Diese schriftsprachlichen Entlehnungen wurzeln letzten Endes in bestimmten beruflichen Sondersprachen und nicht, wie in Deutschland, in den heimatlichen Mundarten.

Die Grenze zwischen Halbdeutsch und Baltendeutsch ist scharf und bewußt. Daran wird die Art des Siebungsvorganges deutlich. Eine bewußte und lebhafteste Kritik kontrollierte am Maßstab des Schriftbildes den Sprecher, der gegebenenfalls Gefahr lief, sich lächerlich zu machen und als ungebildet zu gelten, wenn er seine halbdeutschen Sprachgewohnheiten nicht ablegte. Die Abgrenzung ist also schärfer als zwischen „Reichssprache“ und „Mundart“, bei der diese Gefahr der Lächerlichkeit nicht besteht. Die Abwertung zeigt, daß es sich um eine standessprachliche Abgrenzung handelt. Wo die gesellschaftliche Korrektur fehlte, in den unteren sozialen Schichten, konnte

21) Mitzka, Studien, S. 84.

22) Vgl. Anm. 1.

sich die fremdsprachliche Umwelt stärker auswirken. Dadurch bekam das Halbdeutsche, vom Standpunkt des Gebildeten aus gesehen, einen Zug ins Humorvolle. Die Lächerlichkeit wurde hier in Kauf genommen. Die humoristischen baltischen Dichtungen sind daher gern halbdeutsch. Am bekanntesten sind: aus dem estnischen Sprachgebiet die „Oberpalse Wreindschaft“ und aus dem lettischen Sprachgebiet die „Dinakantschen Geschichten“. Hier eine Probe: „*Ein Wogel sinkt so kut es kann, warum nicht tenn ein alpteits (halbdeutsch) Mann*“.²³ Die Dinakantschen Geschichten²⁴ sind Schifferlieder von der Düna mit mancherlei Entlehnungen aus dem Russischen. Sie zeigen wieder die Bedeutung einer Sondersprache als Ersatz für die fehlende mundartliche Tönung. Hier sind es die Redeweisen der Flößer („Strusenrussen“), die von der oberen Düna stromabwärts nach Riga kamen und russische Wörter einführten. Überhaupt atmet die aus sondersprachlichen Quellen gespeiste Dichtung gelegentlich jene volkstümliche, heimatliche Stimmung, die in Deutschland das Volkslied hat. Das gilt im besonderen für die gemischtsprachliche Dichtung.²⁵ Der mundartlich gefärbten Volkstümlichkeit in Deutschland entspricht die sondersprachlich gefärbte Volkstümlichkeit im Baltikum. Hier wie dort sind es „Wanderlieder“.²⁶

Auf der Stufe der baltendeutschen „Umgangssprache“ ist die städtische Ausdrucksweise strenger ausgesiebt, als es bei den Gebildeten auf dem Lande der Fall ist. Es gibt eine lustige kurländische Geschichte, daß ein adliger Gutsbesitzer schon als „Bücherwurm“ verschrien war, weil er zwei Bücher besaß, Bibel und Kalender. In diesem Sinn blieb der Siebungsprozeß in den ländlichen Lebensgemeinschaften der Deutschen mit den Letten und Esten hinter dem in der Stadt zurück. Die Übersicht bei Kiparsky²⁷ über die lettischen und estnischen Lehnwörter zeigt deutlich, wie landwirtschaftlich dieser Lehnwortvorrat ist. Es sind einzelne Bezeichnungen des Ackerbaues, der Viehzucht, des Jagdwesens, der Fischerei, der Gutswirtschaft, ferner Tier- und Pflanzennamen. Als Produkte des Landes konnten diese Ausdrücke über Markt und Küche in die städtischen Haushalte eindringen, denn die baltische Hausfrau siebte naturgemäß in der Küche weniger als im Salon.

Weniger die Aufnahme von Lehnwörtern als die Siebung ist für das baltische Deutsch charakteristisch. So wird z. B. Geringwertiges gern estnisch oder lettisch bezeichnet (vgl. dazu auch S. 413): *Grabbažen* (lett.) „Kram“, *Lupatten* (lett.) oder *Panzken* (lett.) „Lumpen“, *Raib* (estn.) „Aas“. Diese Abwertung wirkte bis in die Zeit hinein, als Lettisch und Estnisch Staats-

23) W. Stammer, Zs. f. dt. Mundartf. 1922. I, S. 160. Auf Grund estn. Lautung steht Tenuis statt Media, schwindet h und fehlt die Genusunterscheidung.

24) Hrsg. v. N. Seemann v. Jesersky, Riga 1908.

25) Fr. Redlich, Gemichtsprachliche Dichtung im Baltikum. Riga 1937.

26) Redlich a. a. O., S. 132, berichtet von einem deutsch-russischen Mischlied aus Riga, das bis in die Ukraine, die Krim und nach Bessarabien gewandert ist.

27) Vgl. Anm. 32.

sprachen waren und das Deutsche seinen sozialen Vorrang verloren hatte. Der landessprachliche Wortschatz blieb auch dann ohne wesentlichen Einfluß, ja man bewitzelte ihn: *riigivanem* (estn.) „Staatsältester“ war scherzhaft die Bezeichnung für die größte Schnapsflasche und *asonik* (estn.) „Neusiedler“ bezeichnete das kleinste Format dieses beliebten Gegenstandes!

So energisch die baltische Bildungsschicht die Landessprachen aussiebte, ebenso kritisch war das Verhalten gegenüber den Sprachen West- und Osteuropas: Toleranz gegenüber dem Abendland, Unduldsamkeit gegenüber dem Osten. Der Wortvorrat der abendländischen Kultur ist derselbe wie in Deutschland. Ein kleines Übergewicht an französischen Lehnwörtern entspricht der etwas altmodischen Gesellschaftskultur des baltischen Deutschums von heute. Unduldsam war man aber gegenüber dem östlichen Nachbarn, jenem „sarmatischen Topf, in welchem aus Orthodoxie, Nihilismus, Tschinowniktum, Papierrubeln, Branntwein und Dynamit die große russische Idee gebraut wird“, wie A. von Ottingen diese Welt um 1900 temperamentvoll kennzeichnete. Der Einfluß des Russischen ist sehr gering und beschränkt sich auf einige Handelswörter und ein paar Ausdrücke der staatlichen Bürokratie. Mit dem Ende der russischen Herrschaft verschwanden sie wieder, wie vorher die Vokabeln der polnischen oder schwedischen Herrschaft. Die aussiebende Haltung gegenüber dem Russischen war im baltischen Literatenstand so bewußt, daß schon ein russischer Akzent gelegentlich einen Sprecher aus der baltendeutschen Standesgemeinschaft ausschließen konnte.

Die vierte Stufe des Siebungsprozesses schließlich stellt der „hochsprachliche“ literatursprachliche Ausdruck dar. Die Grenze gegenüber der Umgangssprache ist schärfer als in Deutschland. Der hochsprachliche Wortschatz des baltischen Deutsch ist nämlich im wesentlichen passiver Sprachbesitz. Man kennt die Ausdrücke, aber verwendet sie nicht. Der mündliche Gebrauch wirkt fremdartig und geziert, er gliedert den Sprecher aus der baltendeutschen Sprachgemeinschaft als „Reichsdeutschen“ aus. „Hochsprachlich“ in diesem soziologischen Sinn sind viele Ausdrücke, die in Deutschland durchaus „umgangssprachlich“ sind, so z. B. *Pfarrer, Pate, Bauernhof, Fähre, Speicher, Schenke, Flur, Herd, Zimmerdecke, Kies, Fußweg, Droschke, Anekdote, Kleinigkeit*. Oder Verben: *stöhnen, ordnen, lärmern, verschwenden, starren, gelingen*. Oder Adjektiva: *unwohl, unansehnlich, oberflächlich, begierig*. Der hochsprachliche Ausdruck im baltischen Deutsch hat noch eine andere Eigentümlichkeit: der konservativen Grundhaltung des Baltentums entsprechend kann er gelegentlich altmodisch sein und hinter der stilistischen Entwicklung im Mutterlande um manches Jahrzehnt nachhinken. Ein so glänzender Stilist wie Carl Schirren schreibt z. B. im Jahre 1869 noch so, als ob man sich am Anfang des Jahrhunderts befände: „... denn habe ich auch nicht die entfernteste Neigung irgendeine Art *Eclat* zu suchen, so konnte ich doch meinen Namen nicht auf den Titel gesetzt haben wollen, um mir das hinterher ... halb oder ganz pardonieren zu lassen.“

Was bedeutet insgesamt die Aussiebung eines Wortschatzes, auf Grund deren man erklären kann: ein Sprecher, der die ausgesiebten Wörter verwendet, gehört nicht zur baltendeutschen Sprachgemeinschaft? Neben dem Verständigungszweck dringt eine andere Kernleistung der Sprache nach vorn: der Hörer reagiert auf die vergemeinschaftende Kraft der Sprache. In diesem Punkte war man im Baltikum besonders hellhörig.²⁸ Eine lebhaft gesellschafliche Korrektur kontrollierte dauernd den Sprecher auf seine ständische Zugehörigkeit. In Reval z. B. konnte man heraushören, ob ein Sprecher auf Grund einer ungepflegteren Ausdrucksweise zum adligen „Aktienklub“, oder auf Grund eines reineren Tonfalles zum bürgerlichen „Revaler Klub“, oder auf Grund seines artikellosen Halbdeutschen zur „Kanutigilde“ gehörte. Ähnlich übrigens in Basel, wo die Sprache der Patrizier von St. Alban, „das Dalbanesische“, eine spezifische, exklusive Tonart hat. Das Hinhören und Reagieren auf die vergemeinschaftende Funktion der Sprache paßt zum Wesen einer ständisch gegliederten Sprachgemeinschaft, durch deren Geschichte ein lebendig fließender Strom korporativen Bewußtseins zieht. Dazu kommt die kritische Haltung, von der Mitzka erklärte²⁹: „In keinem andern Teil des Auslandsdeutschtums ist man in seiner Sprache derart feinfühlig, formbewußt und empfindlich, wie im Baltendeutschen.“ Ähnlich sind Reflexion und bewußtes Wollen für die Gestalt der französischen „Gebildetensprache“ entscheidend gewesen.³⁰ Wonach richtete man sich dabei? Naturgemäß war die Schriftsprache maßgebend für diese Bildungsschicht, die so argwöhnisch über die Aussiebung und Reinhaltung des ererbten Sprachgutes wachte, wie sie es ebenso bei der Reinhaltung des deutschen Stammbaumes getan hat. Zu dieser Anlehnung an die Schrift gehören z. B. die lautlichen Unterscheidungen von *ai* und *ei* („*Main*“ aber „*mein*“), *k* und *ch* („*Korps*“ aber „*Chor*“) usw.

Die korporative Gesinnung und die kritische Haltung der baltendeutschen Sprachgemeinschaft, repräsentiert durch den Literatenstand, bilden zusammen das Sieb, das zwischen Spreu und Weizen unterschied und den Sprachraum ständisch gliederte. Wie durchschlagend die ständisch-sprachliche Ordnung noch im nationalsprachlich erwachenden 19. Jh. gewirkt hat, ergibt sich daraus, daß Personen, die in das Baltikum neu einwanderten, je nach ihrer ständischen und beruflichen Zugehörigkeit assimiliert bzw. dissimiliert wurden. Zuwanderer, die zur sozialen Oberschicht gehörten, unterlagen rasch den sprachlichen Einflüssen der baltendeutschen Oberschicht und ihres Tonfalles. Handwerkliche und bäuerliche Zuwanderer³¹ wurden leicht lettisch oder

28) Neuerdings hörte ein baltischer Kritiker anlässlich einer Buchbesprechung heraus, daß manche Beiträge „bis in die Terminologie hinein als nicht baltisch wirken“. Baltische Briefe, März 1952. S. 4.

29) Mitzka, Dt. Arch. f. Landes- u. Volksforschung. 1, 1937. S. 760.

30) Vgl. etwa E. Lerch, Jb. f. Philol. 1, 1925. S. 76 ff.

31) Abgesehen von der bäuerlichen Kolonistensiedlung Hirschenhof, die außerhalb der livländischen Landesstaatsverfassung stand. Hier waren auf Befehl Katharinas II.

estnisch bzw. kleindeutsch. Das ständische Prinzip ordnete also über die Sprache die nationale Zugehörigkeit.

IV. Zum Tonfall des baltischen Deutsch.

Artikulation und Wortschatz des heutigen baltischen Deutsch haben in neuerer Zeit besonders Mitzka, Masing, Hentrich, Kiparsky, Deeters, Stammer untersucht und im wesentlichen klargelegt.³² Die Weiterführung der Arbeit ist gefährdet. Der Tod Oskar Masings bedeutet das Ende einer Forschungsarbeit, deren Ernte nach 150 Jahren des Ackerns gerade unter Dach gebracht werden sollte. Es sei daher hier der Ort, der Arbeit Masings würdigend zu gedenken. Dieser umfassende und feinsinnige letzte Philologe des baltischen Deutsch hat der Forschung Fundament und Aufriß gegeben. Unter seinen Händen und unter Mitarbeit seiner Schüler, die größtenteils im Kriege gefallen sind, waren im letzten Jahrzehnt vor der Umsiedlung die Sammlungen zum Wörterbuch des baltischen Deutsch bis auf etwa 100 000 Stichwörter angewachsen. Dieses Werk verbrannte 1945 in Posen. Nur das Material zum Buchstaben A ist gerettet. Aber es fehlt an Bearbeitern. Ferner liegen Masings Aufsätze vor, deren reiches Belegmaterial grundlegend ist und deren Ergebnisse die wissenschaftliche Kritik zur Weiterforschung anregen.³³ Aber das Feld liegt brach. Dabei handelt es sich um ein Forschungsgebiet, das ebenso für die Germanistik, Baltistik und Vergl. Sprachwissenschaft wie für die baltische Geschichtsschreibung fruchtbarer Boden ist.

Hier ist der Frage nachzugehen, ob das baltische Deutsch auch abgesehen vom Wortschatz ständische Elemente enthält. Gibt es Faktoren, die so konstant und energisch in Lautung, Wortwahl und Satzbau auftreten, daß sie als konstituierend für den sprachlichen Bauplan („Innere Sprachform“) angesehen und in Beziehung zur Struktur der baltendeutschen Sprachgemeinschaft gesetzt werden können? Dazu seien ein paar Beobachtungen aus dem vorliegenden Material zusammengestellt, und zwar unter dem Gesichtspunkt des „typisch baltischen Tonfalls“.

Von den Betonungsweisen in Deutschland unterscheidet sich die baltendeutsche Akzentgebung auffallend durch die Stärke des Tondruckes

Bauern aus Südwestdeutschland angesiedelt worden. Eine sprachliche Sonderstellung nahmen auch die Kolonisten aus Wolhynien ein, die vor dem Ersten Weltkrieg in Kurland Höfe bekamen.

32) Mitzka a. a. O.; O. Masing, Balt. Dt. In: Zs. f. Deutschkunde 37, 1923; K. Hentrich, Experimentalphonetische Studien z. balt. Dt. Riga 1925 (Abh. Herder-Institut 1, 3); V. Kiparsky, Fremdes im Baltendeutsch. Helsingfors 1936 (Mémoires de la société néophilol. de Helsingfors XI); G. Deeters, Phonologische Bemerkungen z. balt. Dt. (Travaux du Cercle linguistique de Prague, VIII. 1939); W. Stammer, Halbdeutsch. In: Zs. f. Mundartf. 1922, I, 160; vgl. auch K. Stegmann, Vom balt. Deutsch. In: „Wir Balten“. 1951. S. 180.

33) Zur Frage der Sondersprachen ist wichtig seine Arbeit „Aus der Backstube“. Riga 1931 (Abh. Herder-Institut IV, 4).

(dynamischer, expiratorischer Akzent) wie in der Ausnutzung von Tonhöhen- und Tonlängenintervallen (musikalischer Akzent). Beides hat lautliche Folgen.

Die auffallende Energie des Druckakzentes läßt betonte Silben lang, überlang erscheinen. Hentrichs experimentelle Untersuchungen ergaben, daß ein stimmloser Konsonant nach kurzem Vokal fast dreimal so lang ist (im Affekt sogar fünfmal so lang) wie der vorhergehende Vokal, während in Norddeutschland ein solcher Konsonant nur $\frac{1}{5}$ mal länger ist als der vorhergehende Vokal. Also z. B.: „Du lieber Gott (tt). Ebenso klingt die Doppelkonsonanz lang und auf beide Silben verteilt³⁴: *Brücke* (wie ital. *ecco*), *EGge*, *Wetter*. In der Kompositionsfuge kann die Längenkonsonanz gelegentlich Unfug anrichten: *ver-eist* klingt wie *ver-reist*, ebenso *Sau(er)rampfer*, *Hinte(r)rindien*. Eine weitere Folge des expiratorischen Akzentes ist, daß die stimmlosen Konsonanten je nach Stellung und Affekt stärker behaucht werden und ein h nachstürzt: „Eine t(h)olle Geschichte!“. Die Interjektion „*chotz, hots*“ (Ausruf des Staunens) stammt demgemäß von „*Gotts*“. Ähnlich „*pfuich!*“ neben „*pfui!*“. Die Behauchung ist stärker als in Norddeutschland.³⁵ Schließlich führt die Energie des Druckakzentes auf der Sinnsilbe eines Wortes dazu, daß Nebensilben verkürzt und verschluckt werden: *etwas* zu *ets*, *katastrophal* zu *katzstrophal*.

Der Hervorhebung der Haupt- und Sinnsilben eines Wortes dient ferner der Einsatz von Tonhöhenintervallen (des musikalischen Akzentes). Wenn es der Aussagezweck verlangt, kann derselbe Vokal bis zu einer Oktave höher klingen und wirkt länger, z. B. „*Erbärmen Sie sich!*“ aber „*Gott hat Erbärmen*“, „*Diese Treppe ist so äbschüssig!*“ aber „*eine äbschüssige Treppe*“. Die verweilende Tonmodulation hat vermutlich die charakteristische Artikulation der Diphthonge *ei* und *eu* (*äu*) im baltischen Deutsch gestützt: *ei* verläuft von offenem *e* über geschlossenes *e* zu offenem *i*, und *öü* (= *eu*) von offenem *ö* über geschlossenes *ö* zu offenem *ü*.³⁶ Gelegentlich erklimmen affektbetonte Nebensilben auffallende Tonhöhen: „*Tausendē hat er verspielt*“.

Die Potenzierung von Tonstärke und Tonhöhe, dieser lebhaft Wellengang des Redeflusses, von dem man behauptet hat, daß der Hörer davon seekrank werden könnte, kann als Funktion der „Gebildetensprache“ angesehen wer-

34) So Mitzka und Deeters, von Hentrich bestritten.

35) Geschichtlich stammt die aspirierte Tenuis (= frühgermanisch) aus der niederdeutschen Unterschicht, sie wurde von der hochdeutschen Oberschicht aufgenommen und über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet (so H. Naumann, Jb. f. Philol. I, 1925. S. 60). Im Baltendeutschen geht die Behauchung über die stimmlosen Konsonanten hinaus und darf daher als spontane, emphatische Steigerung angesehen werden, die mit der Stärke des expiratorischen Akzentes zusammenhängt.

36) Deeters a. a. O., S. 7.

den.³⁷ Der Akzent trifft bekanntlich nach deutschem Akzentgesetz stets die Sinnsilbe eines Wortes und hebt also akustisch die inhaltliche, bedeutungstragende Hauptsilbe des Wortes über die Ableitungssilben hinaus (z. B. *Freiheit* aber *liberté*). Verstärkt sich nun diese Leistung, wie es im baltischen Deutsch der Fall ist, so erscheinen die formalen Bestandteile der Rede, die grammatischen und sonstigen Beziehungen, vernachlässigt, und die Aussage springt von Sinnsilbe zu Sinnsilbe, von Bedeutung zu Bedeutung. Diese werden nachdrücklich und emphatisch artikuliert. Der isolierte Mitteilungswert überwiegt gegenüber den Beziehungen. Die Apperzeption der Beziehungen bleibt bis zu einem gewissen Grade dem Hörer überlassen. Die Rede bekommt dadurch einen monologischen und intellektuellen Zug. Ergibt sich daraus nicht eine besondere Beziehung zur Struktur der betreffenden Sprachgemeinschaft? Die Intellektualität der Betonungsweise entspricht der Intellektualität der Sprecher, die das baltische Deutsch als „Gebildetensprache“ aussiebt. Vorbildlich wird vermutlich die baltische Kanzelsprache gewirkt haben. Die monologische Nachdrücklichkeit einer Predigt mußte notwendigerweise die umgangssprachliche Anlage steigern. Die sich aus dem expiratorischen Akzent ergebende Behauchung konnte hier auch einmal wie ein Sprühregen auf die Gemeinde niedergehen.

Die Nachdruckstendenz begegnet ebenso in Wortbildung und Satzbau. Zur Wortbildung gehört der aus der fremden Umweltsprache stammende reichere Gebrauch perfektivierender präpositionaler Vorsilben (*ab-, er-, be-, aus-*), wo in Deutschland Simplizia üblich sind (*ausbegleiten = begleiten, abspazieren = spazieren*).³⁸ Der Superlativ wird durch neue Kompositiva (*dreidammlig = „sehr törricht“, Doppelknot = „ganz Ungebildeter“*) oder Syntagmen (*haarig nett, doll schmantig*) ersetzt, wie es in allen Umgangssprachen üblich ist. In diesem Sinn werden überhaupt alle Verstärkungsmöglichkeiten voll ausgenutzt (*„pfuich nein“ = „nein“*).³⁹ Eine baltendeutsche Eigenart, die zu der Nachdruckstendenz gehört, ist die erweiterte Verwendung von „wohl“ als Verstärkungspartikel (vgl. *jawohl*), während in Deutschland „wohl“ heute nur eine Frage oder einen Zweifel modifiziert. Bdt. *„Es ist wohl Zeit“ = „es ist wirklich Zeit“*. Dieses verstärkende, die subjektive Anteilnahme ausdrückende „wohl“, das schon in der livländischen Reimchronik begegnet (s. S. 412), hat Thomas Manns feine Beobachtungsgabe in die sprachliche Charakterisierung des Pastors Tiburtius aus Riga aufgenommen (Buddenbrooks, S. 273). Thomas Mann führt ihn im Stil des baltischen Fortissimo gleich mit drei Ausrufungs-

37) Geschichtlich hat die Langkonsonanz wie die musikalische Betonung ihre Entsprechung im Estnischen und Lettischen, die Langkonsonanz auch im Mittelniederdeutschen (Mitzka, a. a. O.).

38) Gelegentlich auch in spezieller Bedeutung: *„ich habe mir den Kopf abgeschlagen“ = „... gestoßen, geschlagen“, „auskommen = gelingen“*.

39) Weiteres zu dieser Gefühlsbetontheit bei Mas ing a. a. O.

sätzen ein, die je einen Baltizismus enthalten⁴⁰, und der letzte lautet: „Das ist wohl ein herrliches Kind!“

Die Emotionalität des baltendeutschen Tonfalls und der Wortwahl läßt sich nicht so unmittelbar zur „Gebildetensprache“ in Beziehung setzen, wie es bei der Intellektualität des Tonfalls versucht wurde. Immerhin hat schon Masing vergleichsweise auf die Hochsprache des „Sturm und Drang“ am Ende des 18. Jhs. hingewiesen, und es ist daran zu erinnern, daß Herder, Klinger, Lenz gerade in Livland gewirkt haben. Eine weitere Stütze für Masings These wäre in der akademischen Sprache Dorpats zu suchen.⁴¹ Hier waren aus Kurländern, Livländern und Estländern „Balten“ geworden, und hier wurzelte geistig der baltische Literatenstand. Im einzelnen müßte die sprachliche Entwicklung von der jugendlichen Sondersprache der Burschenschaft und von der Hochsprache der Universität Dorpat im 19. Jh. aus untersucht werden.

Zusammenfassend:

Die Geschichte des baltischen Deutsch, das eine niederdeutsche und eine hochdeutsche Epoche hat, wird bestimmt durch die ständische Struktur der korrelaten Sprachgemeinschaft. Das Niederdeutsche hielt sich nach der Einführung des Hochdeutschen im Reformationszeitalter nachhaltig in den sozialen Sondersprachen der unteren Stände. Die niederdeutschen und halbdeutschen Elemente der Sondersprachen erfüllten später die Funktion, die im reichssprachlichen Mutterlande den anheimelnden Dialekten zufällt. Ferner wurden sie ein Faktor der Weiterentwicklung und gaben der literarischen Hochsprache die Farbe der Heimat. Den Übergang zum Hochdeutschen vermittelte der humanistische Literatenstand des 16. Jhs. Er sicherte damit den kulturellen Zusammenhang mit dem Mutterlande. Der kritisch gebildete Literatenstand des 19. Jhs. hat das Erbe mit reichssprachlichen, schriftsprachlichen, berufssprachlichen und landessprachlichen Mitteln weiterentwickelt, ausgesiebt und schließlich zur Standessprache der baltendeutschen Oberschicht werden lassen. Ein treibendes Moment des Siebungsprozesses war das ständische Wertgefühl der Sprachgenossen, das das baltische Deutsch als Minderheitensprache im fremdsprachlichen Raum abschirmte und die Sprachgenossen zünftig band. Der gesamte Sprachraum gliederte sich allmählich in vier Schichten, zwischen denen Kontakt und Distanz galten. Das Werk gelang und auch der typisch baltische Tonfall spiegelt etwas vom Hergang wider, weil der Sprecher kraft seines geistigen Vermögens und seiner Mehrsprachigkeit der Muttersprache objektiv, wie einem Gegenstand außerhalb seiner selbst, gegenüberstehen und die Sprache als geistiges Instrument werten und handhaben konnte.

40) Vgl. Stegmann a. a. O. S. 182.

41) R. v. Engelhardt, Die Deutsche Universität Dorpat. München 1933.